

# „Kein Geschäft, sondern eine Aufgabe“

Béla Dören vermietet seine Wohnung in einer hessischen Kleinstadt im Vogelsbergkreis an Flüchtlinge. Nach einer vorläufigen Prüfung und Anerkennung ist dort eine Privatunterkunft möglich. Interview von Jessica Schallock.



Béla Dören ist seit 2010 Bürgermeister von Homberg, einer malerischen Ortschaft in Hessen mit 7500 Einwohnern.

Als Bürgermeister von Homberg sind Sie sicher laufend mit dem Flüchtlingsthema beschäftigt.

Ich komme gerade aus einer Sitzung, in der wir über die Unterbringung der Flüchtlinge im Kreis Vogelsberg gesprochen haben. Zur Erstregistrierung haben wir in Vogelsberg 1000 Leute zugewiesen bekommen, bei einer Einwohnerzahl von 115.000. Wir haben jetzt 250 Leute in der Sporthalle untergebracht. Das muss man sich so vorstellen: Da steht eine Liege, daneben eine Bank, eine Liege, eine Bank, der

ganze Raum voll. Wir machen aber mehr, als nur eine Notunterkunft bereitzustellen. Da fragen dann manche, wer das finanziert. Meine Antwort darauf – das sollte im Moment nicht das Wichtigste sein. Ab morgen können wir Räume für Mutter-Kind-Gruppen anbieten und wir aktivieren gerade weitere Plätze für Sprachunterricht. Meine Frau ist pensionierte Deutschlehrerin und wird unterrichten. Das machen auch viele, die noch im Dienst sind.

Wie ist die Stimmung im Kreis Vogelsberg angesichts der ankommenden Flüchtlinge und der Berichterstattung?

Es gibt mehr positive als negative Stimmen. Aber die Bevölkerung ist nicht ohne Ängste. Da geht es erst mal darum, dass es fremde Menschen sind. Und dass diejenigen, die selbst wenig haben, sich sorgen, wie es mit ihnen weitergeht. Es gibt viele Ehrenamtliche, die helfen. Aber ich muss sagen, dass ich der Einzige bin, der sich auf die Ausschreibung gemeldet hat, in der Wohnungen zur Vermietung an Flüchtlinge gesucht wurden. Es sind ja 700 Personen hier, bei denen angefangen wurde, sie als Familien dezentral unterzubringen. Erfasste Asylbewerber, die auf Bearbeitung ihres Antrags warten, können in einzelnen Wohnungen untergebracht werden. Als landesweite Veröffentlichung wurde es über das Landesamt ausgeschrieben. Zunächst nahm man an, dass es großes Interesse geben würde und es viele Menschen interessant finden könnten, ihre Wohnungen so zu vermieten. Das war jedoch nicht der Fall. Und hier auf dem Land haben wir eine dünne Personal-

decke. Das heißt, für die Betreuung gibt es sieben Angestellte des Vogelsbergkreises, konkret eine Person auf 100 Flüchtlinge. Aus diesem Grund gab es auch Versuche, Flüchtlinge in Gruppen von 20 Personen dezentral unterzubringen. Das aber fördert keine Integration. Das kann ja keiner wollen.

Sie vermieten selbst an Flüchtlinge. Wie kam es dazu?

Nachdem ich die Ausschreibung gelesen hatte, war ich gleich dafür, unsere Wohnung anzubieten, da gab es keinen Zweifel. Wir haben unser ganzes Leben schon Leute aufgenommen. In Herford, wo wir früher lebten, waren es Russen. Ich bin ja selbst Flüchtling aus Ungarn und die Eltern meiner Frau waren aus Ostpreußen geflohen. Als wir in den 80ern in Aachen lebten, hatten wir eher ausländische Studenten aufgenommen. Das war immer schön, die brachten einem die Welt nach Hause.

Wie hat Ihre Frau reagiert? Oder war es eine gemeinsame Idee?

Sie war sofort mit dabei. Sie hat sich sogar gleich zur Flüchtlingshelferin ausbilden lassen. Das war eine viermonatige Schulung mit Zertifizierung, die gemeinsam von der Diakonie, der evangelischen und katholischen Dekanate, dem Hessencampus Vogelsberg, der Volkshochschule und Pro Asyl hier in Hessen angeboten wurde. Es ging um Asyl- und Sozialrecht, praktische Informationen, über die unterschiedlichen Anträge und Besonderheiten von Flüchtlingshilfe hier im ländlichen Raum. Und ganz allgemein um die Fluchterfahrung und wie Ehrenamtliche damit umgehen können, wo aber auch ihre Grenzen liegen.

Mit wem haben Sie den Mietvertrag abgeschlossen?

Ich habe ein normales Mietverhältnis mit dem Vogelsbergkreis. Der Landkreis mietet generell an und weist Asylbewerbern, die ein Recht auf Unterbringung haben, diese Wohnungen zu. Für alle Fragen ist der Landkreis mein Ansprechpartner.

Was ist bisher passiert? Gab es auch Schwierigkeiten?

Eine fünfköpfige Familie aus dem Kosovo ist eingezogen und ich muss sagen, dass wir viel Arbeit mit ihnen haben. Das läuft nicht ohne Schwierigkeiten ab. Als Vermieter muss ich mich einfach mehr kümmern. Da gibt es auch kulturelle Unterschiede in der Wahrnehmung. Vieles muss ich erst kommunizieren. Das können die Leute gar nicht wissen. Es kommt bei manchen vor, dass sie die Toilette für Abfall verwenden. Oder man muss ihnen zeigen, wie man Glühbirnen auswechselt oder wie das mit Stromkabeln funktioniert. Im Grunde braucht in den ersten Monaten jede Familie eine Person, die sich um sie kümmert. Dazu gehört auch, einen Weg zu finden, wie sie zu ihrem Geld kommen und einkaufen gehen können. Wie bei einem Sozialhilfeempfänger ohne eigenes Einkommen ist es nicht so einfach, ein Konto zu eröffnen. Dann muss beispielsweise die Zuwendung bar im Amt abgeholt werden. Von hier ist die Ausgabestelle 44 Kilometer entfernt. Wir versuchen jetzt, ein Konto einzurichten. Die Leute brauchen einfach mehr Hilfe als andere.

Was würden Sie anderen Vermietern raten, wenn sie an Flüchtlinge vermieten wollen?

Erstens sollte man sich vergegenwärtigen, dass es keine leichte Vermietung sein wird, man wird Arbeit damit haben. Zweitens sollte man sich die Leute anschauen, die da untergebracht werden sollen. Das geht ja oft nicht als Vermieter. Das geht mehr in die Richtung der zuweisenden Leute, dass die sich gut überlegen, ob Vermieter und Unterzubringende zusammenpassen oder ob man da schon ahnt, dass es nicht gut gehen wird. Drittens muss man sich selbst prüfen, ob man bereit dazu ist. Wenn man das alles mit Ja beantwortet hat, spricht nichts mehr dagegen, es zu tun. Man hat ja auch was davon. Es macht Freude, ein gutes Gefühl! Ich würde interessierten Vermietern jedoch raten, die Aufgabe nicht zu leicht zu nehmen. Denn wenn man es gut macht, ist es kein Geschäft, sondern eine Aufgabe.

Würden Sie es wieder machen?

Ja, auf jeden Fall. Dass wir jetzt hier in Deutschland merken, was im Rest der Welt los ist, das ist ja nicht der Untergang, im Gegenteil! Es tut uns doch gut, wenn unsere moralischen und ethischen Werte auf die Probe gestellt werden. Und man sich fragen muss, ob man nicht hätte mehr tun können in den letzten Jahren. Wenn das die Veränderung ist, wäre das ja nicht das Schlechteste.<

Jessica Schallock  
ist Kultur- und  
Kommunikationswissenschaftlerin und  
arbeitet als  
Kommunikatorin in  
München.